

Zeitschrift: Hochparterre : Zeitschrift für Architektur und Design
Herausgeber: Hochparterre
Band: 31 (2018)
Heft: 5

Rubrik: Ansichtssachen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 13.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Eine Facette ziert das Besteck von Big-Game für Alessi. In der Vielfalt ist die ruhige Form wohltuend, und was schmückt, erleichtert den Griff.

Facette im Besteck

Decken wir den Tisch, aktualisieren wir jedes Mal eine Struktur, die vorgegeben ist. Links die Gabel, rechts das Messer und der Löffel. Als Archetypen sind Messer, Gabel, Löffel seit dem 19. Jahrhundert als Bestecksatz definiert, die Funktionen des Tafelbestecks geklärt. Wir eignen uns den disziplinierten und disziplinierenden Umgang mit dem Gerät in Kindheitstagen an. Das geschieht durchaus individuell, wie ein Blick auf Idiosynkrasien im Restaurant, in der Mensa oder unter Freunden ergibt. Da umgreift die Faust schon einmal eine Gabel, und das Messer wird abgeschleckt. Auch wird nicht jede sozial akzeptierte Handhabung in letzter Vollendung ausgeführt, egal, welches Modell in der Hand liegt.

Löffel und Messer galten über Jahrhunderte hinweg als persönlicher Gegenstand, am Gürtel in einem Futteral befestigt. Die Gabel erhielt als Letzte die Berechtigung, auf dem bürgerlich gedeckten Tisch neben dem Teller zu liegen. Sie war es auch, die die Arbeitsteilung der Hände beim Essen erzwang und der linken Hand die zudienende Aufgabe zuwies: Geschnitten wird mit der rechten, das Fleischstück mit der linken gehalten. Anonymer Gegenstand, Arbeitsteilung der Hände und Massenproduktion des Bestecks gehören zusammen. Denn zur gleichen Zeit, als Messer, Gabel und Löffel den Tisch eroberten, wurden Bestecke in grosser Zahl produziert.

Selbst wenn die Aufgabe des Tafelbestecks gleich bleibt, ändern sich die Formen. Auch dies ein Grundsatz des Designs. Auf die geometrische Form reduziert oder an höfische Vorbilder gemahnend, rustikal oder experimentell, als laute Zumutung oder als unsichtbarer Diener: Alles war schon einmal da. Die Zeiten, als ein Messer dünn wie ein Stift und geschwungen wie ein Federstrich neben dem quadratischen Teller lag, sind zum Glück vorbei. In der Vielfalt der Bestecke ist die ruhige Form wohltuend. Doch ganz ohne Schmuck kommt auch die jüngste, von Big-Game für Alessi realisierte Serie nicht aus. Er ist allerdings zurückhaltend eingesetzt, als facettierte Form des Griffs. Der polierte Edelstahl 18/10 wird dadurch gebrochen. Je nachdem, wie das Licht fällt, zeichnet die Facettierung eine Schattenlinie um die Kontur oder wirft das Licht zurück. Eingesetzt wird dieser Schmuck auf allen dreizehn Teilen, welche die Kollektion ausmachen. Was optisch schmückt, kommt dem Griff entgegen, der angenehmen Halt findet. Das erleichtert den Umgang mit dem Besteck – und man glaubt einmal mehr an die sanfte, oft unbemerkte kulturelle Disziplinierung durch gutes Design. Meret Ernst

Besteck «Amici»

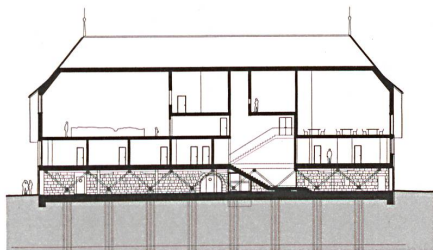
Design: Big-Game, Lausanne

Produzent: Alessi

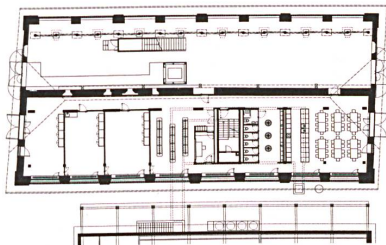
Kollektion: Tafellöffel, -gabel und -messer, Dessertmesser und -gabel, Kaffee- und Teelöffel, Servierlöffel und -gabel, Salatbesteck, Tortenheber, Buttermesser, Antipasti-Gabel

Material: Edelstahl 18/10

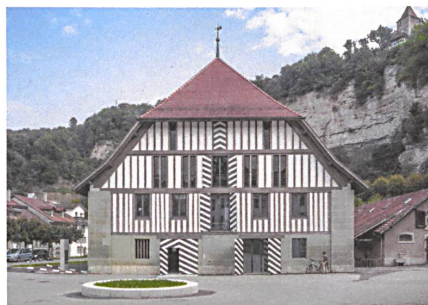
Bezug: im Fachgeschäft



Längsschnitt



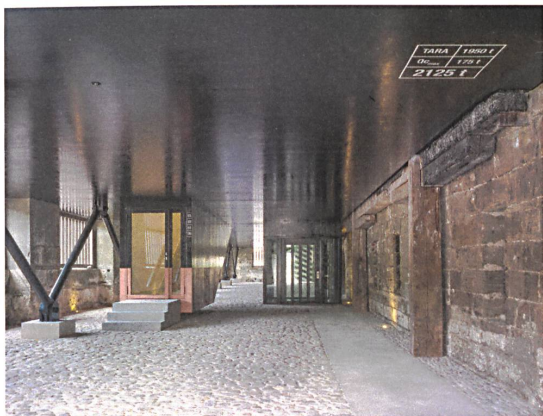
Erdgeschoss



Das Gebäude «Le Werkhof» in Freiburg aus dem Jahr 1555.



Maritime Anspielungen erinnern an die Flösse, die hier einst gebaut wurden.



Die Hälfte des Erdgeschosses ist Aussenraum.

Bateau ahoi!

Was die Aare für Bern, ist die Saane für Freiburg. Als spitze Kehre umfließt der Fluss die Zähringerstadt. Am anderen Ufer steht ein mächtiger Speicher, den schon der Kupferstecher Martin Martini vor mehr als 400 Jahren auf seiner Karte eingezeichnet hatte, umgeben von Baumstämmen und Flößen. In den Neunzigerjahren brannte das Haus ab und wurde teils wiederaufgebaut. So bekam es auch sein neues Dach. Nun haben es Bakker & Blanc Architectes zu einem Quartierzentrum umgebaut und dafür die leere Hülle mit neuen Räumen und Leben gefüllt.

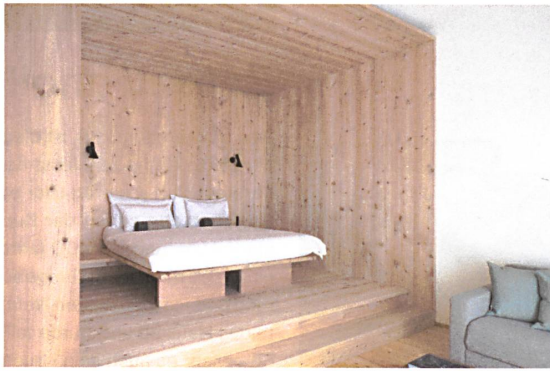
Das knappe Budget setzten sie gezielt ein. Statt zwei Treppenhäusern bauten sie eines. Die nötige Technik verlegten sie offen, der Beton der Decken blieb sichtbar, die Wände sind weiss gestrichene Gipsplatten, die Handläufe aus einfachem Stahl. «Das Teuerste war der Lift», sagt Marco Bakker. Der Lausanner Architekt stammt aus den Niederlanden, was die Assoziationen erklärt, die der Umbau weckt. Im Erdgeschoss weht nämlich Seeluft. Dort teilt eine bestehende Mauer aus Molasse den Bau längs; die eine Hälfte erklärten die Architekten zum Aussenraum. Sie fanden dort ein altes Kopfsteinpflaster, das nun den Boden einer Art Werft bildet.

Schwarz wie ein Schiffsrumpf glänzt die Decke, und das Treppenhaus führt – in roter Algenschutzfarbe gestrichen – als geschlossener Körper schräg hinunter, bis es knapp über dem Boden zu schweben scheint. «Tara 2125 t» vermeldet eine weisse Aufschrift das Ladegewicht des Schiffes, pardon, des Gebäudes. Seinen eingebürgerten Namen – «Le Werkhof» – liest man in Messingbuchstaben, wie sie sonst Holz yachten schmücken. Doch exklusiv ist die Freiburger Arche nicht. Sie steht für alle offen: mit der Kinderkrippe im Erdgeschoss, dem Freizeitzentrum darüber oder den Büros eines Arbeitslosenprojekts. Und unterm Dach zwei Sälen für Veranstaltungen und für ein grosses Stadtmodell, das im Rahmen der Sozialarbeit entstanden ist.

Im eindrücklichen Werftraum tragen Diagonalsäulen aus Stahl die neue Last; sie stehen knapp vor der Aussenwand. In der anderen Hälfte tragen unscheinbarer eine Stützenreihe und Wandscheiben. Hier, im pragmatischen Inneren, sucht man die Schiffsmetapher vergebens. Doch, halt: Was sind das für Pendelleuchten im Mehrzweckraum? Sie stammten aus einer Amsterdamer Werft, gesteht der Architekt. Axel Simon, Fotos: Marco Bakker

Quartierzentrum Le Werkhof, 2017

Planche Inférieure 14, Freiburg
 Bauherrschaft: Ville de Fribourg
 Architektur: Bakker & Blanc Architectes, Lausanne
 Mitarbeit: Tamara Henry
 Auftragsart: Projektwettbewerb, 2013
 Bauingenieure: Kälin & Associés, Lausanne
 Bauleitung: Lateltin & Monnerat Architectes
 Haustechnik: Chammartin & Spicher
 Gesamtkosten (BKP 1–9): Fr. 7,42 Mio.
 Kosten (BKP 2/m³): Fr. 2507.–



Ein «Haus zum Schlafen»: Das Bett steht in einer überhohen Holzschale.



Von der hellen Veranda aus öffnet sich der Blick auf die Engadiner Bergwelt und den Inn.



Das Gasthaus Hotel Krone in der Ansicht.

0 5 10m



Im EG finden sich öffentliche Räume und die «Chamuera».

Gelungener Schlusspunkt

Umgebaut 2002, erweitert 2008, erneut umgebaut 2017: Mit der letztjährigen Renovierung der Zimmer im Erdgeschoss des Hauses endet die Neugestaltung der Krone in La Punt. Das über 450-jährige Gasthaus am Albula-Brückenkopf wurde in mehreren Etappen saniert und ausgebaut, nachdem es der Unternehmer Beat Curti gekauft hatte. Er verhinderte damit einen Ersatzneubau und erhielt gleichzeitig das Ortsbild.

Die Architekten Ruch & Partner verantworteten das Langzeitprojekt und fokussierten dabei auf zwei Themen: Holz und Licht. So wurden die Zimmer jeweils in einer einzigen Holzart ausgeführt – Arve, Lärche und Ahorn. Alle drei erzeugen eine unterschiedliche Raumstimmung: Der fast astfreie Gebirgsahorn wirkt im Raum sehr ruhig. Die Arvenzimmer sind durch den grossen Astanteil markanter und verströmen einen beruhigenden Duft. Die Lärchenzimmer zeigen vor allem im Herbst, wenn verfärbte Bäume die Landschaft prägen, den unmittelbarsten Bezug zur Engadiner Landschaft. Waren bei der vorhergehenden Etappe die Bodenbeläge und die Trennwände zu den Badezimmern aus vier Zentimeter dicken Brettern gefertigt, wurde das Holzthema zum Schluss mit alkoventähnlichen, hinterleuchteten Einbauten noch pointierter. Beim letzten Zimmer, der «Chamuera» im Erdgeschoss, fand es einen prägnanten Abschluss: Die Architekten fügten in den überhohen Raum eine Schale, in der das Bett steht. «Ein Haus zum Schlafen», nennen sie es. Im Dachgeschoss kompensieren zurückhaltend eingefügte Oblichtlaternen den durch kleine Fassadenfenster beschränkten Lichteinfall.

Im Lauf der Zeit wurden auch die drei Gaststuben sowie die Aufenthaltsräume restauriert: «Den ältesten Raum des Hauses belassen wir möglichst originalgetreu», sagt Hans-Jörg Ruch. Die «Stüvetta» ist geprägt von einer fast 300-jährigen Arvenholztäfelung und einem Tannenriemenboden. Die übrigen Räume sind zurückhaltend aufgefrischt und mit massiven Holzmöbeln von lokalen Schreibern ausgestattet. Ergänzt werden diese durch edles, mit Samt und Leder bezogenes Mobiliar. Beim Holz handelt es sich ausschliesslich um Engadiner Mondholz, das nach dem Kalender geschlagen wird: Die ideale Zeit dafür sei der Winter zwischen abnehmendem Mond und Neumond, heisst es – dann ruht der Baum, die Säfte sind abgestiegen und das Holz ist dadurch trockener und weniger verwindungsanfällig. Lilia Glanzmann, Fotos: Ralph Feiner

Neugestaltung Hotel Gasthaus Krone, 2017
Via Cumünela 2, La Punt-Chamues-ch GR
Bauherrschaft: Hotel Gasthaus Krone
Architektur: Ruch & Partner Architekten, St. Moritz
Ausstattung: Kessler Kessler, Zürich



Der Damenschuh «Light Salmon» ist das modischste Modell in Manuela Menzis Turnschuhkollektion.



Drei Herrenmodelle und die Sohle in Unteransicht: Die Noppen sind flach und unauffällig.

Auf wackligen Sohlen

Sechzehn Nocken sitzen auf der Unterseite des Glide'n Lock, kurz GNL. Die auffällige Sohle soll Schritte dämpfen und damit Gelenke schonen. Sie basiert auf einem Patent des ETH-Maschineningenieurs Jürg Braunschweiler. Der passionierte Jogger, nach einer Knieoperation schmerzgeplagt, tüftelte an einer Sohle, die ihn wieder rennen liess – weil Laufen auf Sand seine Leiden linderte, schnitt er Gartenschläuche auseinander und klebte sie an die Sohlen. Trifft der Fuss vorwärts auf den Boden, legen sich die Röllchen nach hinten, was das Gefühl vermittelt, man rutsche nach vorne. Auf dieser Idee basiert sein Patent. Nun sitzen an der GNL-Sohle aber Noppen und keine Röllchen.

Aufmerksame – und langjährige – Leser haben bereits festgestellt, dass Meret Ernst diese Geschichte in ähnlicher Form vor acht Jahren in der damaligen Rubrik «Siebensachen» erzählte (siehe Hochparterre 6-7/10). Sie rezensierte den Laufschuh «On», der damals frisch auf dem Markt war. Kopiert GNL nun schamlos dieses Patent? Ganz so abenteuerlich ist die Geschichte nicht: Jürg Braunschweiler ist der ursprüngliche Erfinder der «Cloudtec»-Sohle, deren Patent er den «On»-Machern verkaufte. Um die Idee gleich doppelt zu schützen, entwickelte er ein zweites Konzept mit Noppen anstelle der Röllchen. Durch ihre Instabilität wirken die Noppen ähnlich dämmend. Basierend auf diesem zweiten Patent hat nun Braunschweilers Sohn Eric eine Firma gegründet.

Bis auf den Urheber des Patents ähneln sich die beiden Marken kaum: GNL setzt auf den Markt für Freizeit- und Gesundheitsschuhe, «On» hingegen fokussiert auf Läufer. «On» lässt in Vietnam produzieren, GNL in Bulgarien.

Eric Braunschweiler fand die Designerin für seine Schuhe via Inserat im Online-Stadtmagazin «Ron Orp». In einem Mini-Pitch überzeugte die Glarnerin Manuela Menzi, die am Central Saint Martins in London Textildesign studiert hatte. «Athleisure» sollen ihre Entwürfe ausstrahlen, also sportliche Funktionalität und modisches Flair kombinieren. Das gelingt der Designerin nicht bei allen Modellen. Wenn sie aber ihr Farbgespür spielen lässt, funktioniert es. Gut auch, sind die Noppen leicht abgeflacht und nicht sofort sichtbar, weil sie sonst an Nocken erinnern würden, wie sie Fussballer an ihren Stollenschuhen tragen.

Lilia Glanzmann, Fotos: Anna Dettwiler

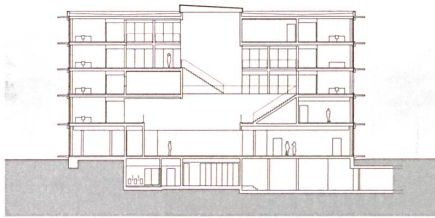
Turnschuhkollektion «GNL», 2018

Design: Manuela Menzi

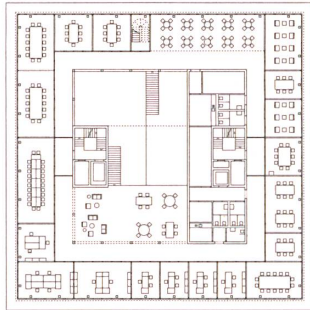
Hersteller: Glide'n Lock, Zürich

Material: Oberschuh aus Leder oder Stoff

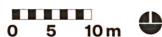
Preis: Fr. 199.–



Schnitt



3. Obergeschoss



Der Neubau auf dem Campus der Universität Lausanne gibt sein reiches Inneres nach aussen nicht preis.

Leere als Kern

Wer den Kopf in den Nacken legt, erblickt eine Komposition aus Treppen und geschlossenen Quadern, aus grauen Betonmauern und weissen Metallgeländern. Rund um den zentralen Hof führen unzählige Stufen in die Höhe, dem Licht entgegen. Unweigerlich machen sie Lust, emporzusteigen. Dabei weitet sich der Hof erst, und es tauchen terrassenähnliche, offene Plattformen auf, Orte für die Begegnung und den Aufenthalt. Weiter oben schieben sich Betonbalken mit Räumen darin ins Blickfeld. Mit jeder Richtungsänderung bietet sich dem Betrachter ein neues Bild. Jede Wand erscheint in einem anderen Licht. Man blickt hinüber in ein anderes Geschoss – auch wenn der Nutzer dort ein anderer ist.

Denn die Mieterschaft des Instituts für internationale Sportwissenschaften ist ebenso komplex zusammengesetzt wie das Raumgefüge. Die vier dort vereinten Organisationen haben sich zwar einen gemeinsamen Auftritt gewünscht, nutzen aber jeweils ihre eigenen Räume. Während die Gebäudemitte die ganze Aufmerksamkeit auf sich zieht, treten die schlichten Büroräume in den Hintergrund. Entlang der Fassade bieten sie den Mitarbeitenden helle Arbeitsplätze, von denen sie in die Weite blicken können.

Der Neubau heisst «Synathlon» und steht in einer parkähnlichen Umgebung auf dem Campus der Universität Lausanne. Seine inneren Raumkaskaden erahnt man von aussen nicht. Im Gegenteil: Die regelmässig unterteilten Glasfassaden der Büros verleihen ihm eine prosaische Erscheinung. Diese weist das kompakte und im Grundriss quadratische Bauwerk als Bürogebäude aus. Und steigert die Überraschung im Innern. Daniela Meyer, Fotos: Laurian Ghinitoiu

Kompetenzzentrum für Sportwissenschaften «Synathlon», 2018

Quartier Centre, Université de Lausanne, Lausanne
 Bauherrschaft: Hochbauamt Kanton Waadt, Lausanne
 Architektur: Karamuk Kuo Architekten, Zürich
 Auftragsart: offener Wettbewerb, 2013
 Generalunternehmer: HRS Real Estate
 Baumanagement: Pragma Partenaires, Lausanne
 Bauingenieure, Landschaftsarchitektur: Weber Brönnimann, Bern
 Klima: Raumanzug, Zürich; Jakob Forrer, Buchrain
 Kunst-und-Bau: Aloïs Godinat, Lausanne
 Gesamtkosten (BKP 1–9): Fr. 28,48 Mio.
 Baukosten (BKP 2 / m³): Fr. 782.–



In der zentralen Halle bieten sich dem Betrachtenden immer wieder neue Perspektiven.



Das Quartett «The Happy Collector», hübsch verpackt, stellt 52 Objekte aus den Sammlungen des Museums für Gestaltung Zürich vor.



Gespielt wird mit Kriterien, die für ein Sammlungsobjekt wichtig sind.

Spielend sammeln

Beim Quartett gewinnt, wer die meisten Sätze von vier zusammengehörigen Karten gesammelt hat. Statt Autos, Schiffe oder Flugzeuge versammelt «The Happy Collector» 52 Objekte aus Design und Kunstgewerbe. Sie stammen aus der Sammlung des Museums für Gestaltung Zürich und wurden aus mehr als 100 000 Objekten ausgewählt, die in der Online-Datenbank des Museums zugänglich sind. Für das Kartenspiel sind sie in dreizehn Kategorien eingeteilt, die von Werkzeugen über Kleider und Schuhe bis zu Haushaltsgeräten, Leuchten, Vasen oder Figurinen reichen.

Abgefragt wird nach Kriterien, die für das glückliche Sammeln wichtig sind. Denn sie zeigen, was eine Sammlung an Geld, Zeit, Platz und Sorge aberlangt. Zum Beispiel das Eingangsjahr. Es gibt Auskunft über den Zeitpunkt, als das Objekt als Schenkung oder Ankauf in die Sammlung aufgenommen wurde, und historisiert zugleich die Sammlung. Die Kubikmeterzahl vermittelt, wie viel Platz dafür im knappen Lagerraum gebraucht wird – von den 0,001 Kubikmetern, die die Tube mit Brotaufstrich von Donald Brun aus dem Jahr 1956 braucht, bis hin zum grössten Objekt, zu Susi und Ueli Bergers «Soft-Chair» von 1967, der 1,186 Kubikmeter einnimmt.

Die Zerbrechlichkeit – zwischen einem und vier Punkten – erinnert daran, dass Sammlungsobjekte konservatorische Umsicht verlangen. Im Versicherungswert spiegeln sich der Ankaufspreis, der aktuelle Marktwert und der geschätzte Aufwand, müsste das Objekt neu angeschafft oder restauriert werden. Die Verpackung «Lucky Strikes» schlägt mit 500 Dollar zu, der Spitzenreiter ist die Tischleuchte von Emile Gallé von 1904 mit 150 000 Dollar. Und schliesslich zeigt der Hinweis «ausgestellt», wie oft ein Objekt in Ausstellungen präsentiert wurde – ein verlässlicher Indikator, was gestalterische Qualität, designhistorische und gesellschaftliche Relevanz, aber auch kuratorische Präferenzen betrifft.

Wer das Quartett ein paar Mal gespielt hat, wechselt zur Variante «Supertrumpf» und weiss genau, welcher Wert die anderen aussticht. Dabei sammelt die meisten Karten, wer das grösste Geschick für die Bewertung hat – wie im richtigen Sammlerleben. Meret Ernst, Fotos: Guillaume Musset

Quartett «The Happy Collector»

Konzept: Sabine Flaschberger, Renate Menzi;
 Museum für Gestaltung, Zürich
 Gestaltung: Weicher Umbruch, Zürich
 Fotografie: Museum für Gestaltung, Zürich
 Verlag: AV Edition, Stuttgart
 Preis: 19 Euro

Ein Hauch Chicago in Altstetten

Zum Abschluss des Praktikumsjahres schenkte ich mir eine Reise nach New York, Chicago und San Francisco. Dabei hinterliessen die Bauten von Mies van der Rohe den nachhaltigsten Eindruck: das Seagram Building, die Lake Shore Drive Apartments und – vor allem, weil weniger bekannt – das Federal Center in Chicago. Das war vor dreissig Jahren. Seither hat mich die ausgewogene Komposition aus zwei unterschiedlich hohen Türmen und einem Flachbau, die zusammen eine Plaza definieren, bei jedem Besuch aufs Neue fasziniert.

Ein ähnliches Erlebnis stellte sich bei der Besichtigung der Gebäude Tower und Cube in der Überbauung Westlink beim Bahnhof in Zürich Altstetten ein. Zugegeben, Altstetten ist nicht Chicago und Westlink nicht das Federal Center. Schliesslich sind Burkard Meyer Architekten auch nicht Mies van der Rohe. Aber Gemeinsamkeiten gibt es: Da ist einmal die Kombination aus unterschiedlichen Bauten – hier ein achtzig Meter hoher Turm und ein dreissig Meter hoher Kubus –, die zusammen an einem Platz stehen. Da sind aber auch die schwarze Metallfassade, die hochrechteckigen Fenster und die zumindest teilweise Auflösung der Erdgeschossfassade in eine Kolonnade als Filter zwischen innen und aussen. Das ist der erste Eindruck, und der zählt.

Aber natürlich gibt es ebenso viele Unterschiede. Anders ist das Volumen des Hochhauses, das nicht als Prisma von unten bis oben durchgeht, sondern sich in mehreren Stufen verjüngt; anders sind Aufbau und Detaillierung der Fassade, anders ist aber auch die Nutzung. Zwar waren zunächst in Altstetten genau wie in Chicago Büros und Dienstleistungsräume vorgesehen, doch änderte dies während der Planung: Ab dem sechsten Obergeschoss enthält der Turm nun 155 Wohnungen mit eineinhalb bis viereinhalb Zimmern. Von aussen ist dies zumindest tagsüber kaum zu erkennen, denn selbst die Loggien zeichnen sich praktisch nicht ab. Als starkes Element prägt zudem der aussenliegende helle, wellenförmige Sonnenschutz das je nach Sonnenstand und Witterung wechselnde Bild der Gebäude – ein weiterer Unterschied zu den undurchdringlich schwarzen Mies'schen Bauten.

Werner Huber, Fotos: Markus Bertschi

Überbauung Westlink, Tower und Cube, 2017

Vulkanplatz 2–9, Zürich

Bauherrschaft: SBB Immobilien Development

Anlageobjekte Ost

Architektur und Generalplanung: Burkard Meyer

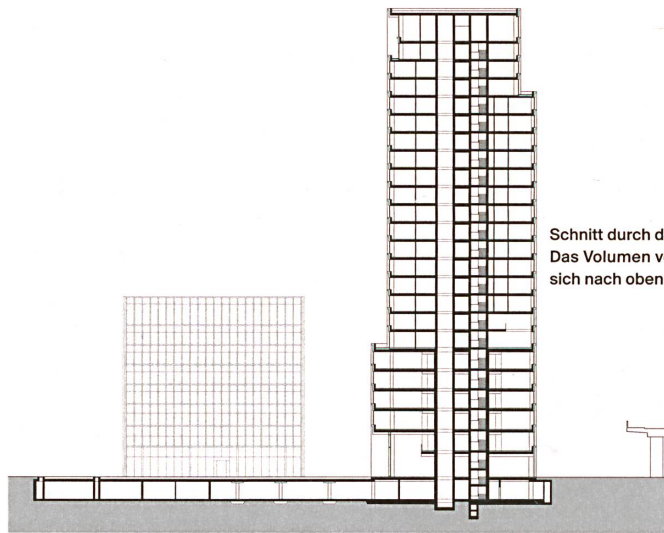
Architekten, Baden; Andreas Signer (verantwortlicher

Partner), Markus Siemienik (Projektleitung)

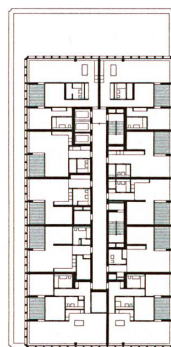
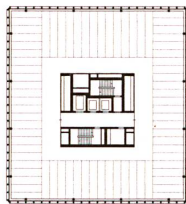
Auftragsart: Studienauftrag, 2009

Landschaftsarchitektur: Haag, Zürich

Bauingenieure: Synaxis, Zürich



Schnitt durch das Hochhaus:
Das Volumen verjüngt
sich nach oben stufenweise.



Grundriss Obergeschoss:
Büroflächen im Cube,
Wohnungen im Tower.



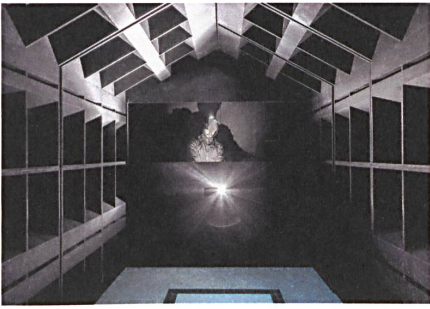
Wie es sich für ein Hochhaus gehört,
ist die Eingangshalle ein hoher, lichter Raum.



Ein innenliegender, farblich kräftig gestalteter
Korridor führt zu den Wohnungen im Hochhaus.



Der Tower und der
Cube stehen hinter
dem Bahnhof Zürich
Altstetten, direkt
an der Europabrücke.
Foto: Roger Frei



An der Architektur-Triennale 2016 in Lissabon zeigte das Bureau A einen mobilen Klub. Foto: Mariana Lopes



Für ein Musikfestival in Belgien entwarfen Assemble 2017 eine Struktur aus Gerüstelementen. Foto: Jeroen Verrecht



Auf 400 Seiten zeichnet der Katalog zur Ausstellung «Night Fever» die Kultur des Nachtlebens nach.



Der Klub Palladium in New York sprengte 1985 alle bisherigen Massstäbe. Foto: Timothy Hursley

Ekstase und Kommerz

Der Türsteher nickt, die Lämplein funkeln, der Bass hämmert. Seit den Sechzigerjahren gehören Klubs zur Freizeitkultur. Das Vitra Design Museum macht sich auf, alle Winkel des Nachtlebens auszuleuchten: Es geht um Möbel und Ausstattung, Ton- und Lichttechnik, Mode und Musik. Neben den Vitrinen, Exponaten und Modellen versucht die Ausstellung, auch die Ekstase rüberzubringen. In einer Installation von Konstantin Grcic und Matthias Singer hören sich die Besucher durch die Jahrzehnte, während die Spiegel rundherum die zögerlichen Tanzschritte ins Unendliche reflektieren. Doch Klub im Museum, das will nicht zusammenpassen. Zu viel Nostalgie schwingt mit für eine Zeit, die nicht mehr zurückkommt. Wer tanzt, lebt im Moment.

Wie sich die Klubkultur verändert hat, zeigt sich am deutlichsten an deren Architektur. Oft ist diese ein Gesamtkunstwerk, von der Discokugel bis zum Drink. 1964 richtete der französische Architekt François Dallegret in Montreal einen Klub als weisse Grotte ein: Die Formen schwingen und kurven, der Name «Le Drug» sagt alles. Um 1980 waren die schillerndsten Jahre der Discokultur in New York, angefangen beim ominösen Studio 54. 1985 eröffnete der Klub Palladium, der in einem umgebauten Kinopalast 10 000 Quadratmeter Vergnügungsraum bot. Klubkultur, das hiess aber auch Underground und Gegenkultur: Die Paradise Garage trug den Ort schon im Namen. Im Hacienda in Manchester tanzten die Leute in einer Lagerhalle zur House-Musik.

Im 21. Jahrhundert sind Klubs zu einem Tourismusfaktor geworden. Je exklusiver, desto wirkungsvoller, lautet die Logik. Das Architekturbüro OMA richtete 2015 in Paris einen Pop-up-Klub für die Luxusmodemarke Miu Miu ein, der nur eine Nacht lang geöffnet war. Temporär kann aber auch pragmatisch bedeuten. Das englische Büro Assemble baute 2017 aus Gerüstelementen eine Struktur für ein Festival in Belgien. Das Designstudio Akoaki plante in Detroit gar eine DJ-Kanzel, die wie ein Ufo überall landen kann. Auch das Schweizer Bureau A entwarf eine mobile Klubkonstruktion, die aus Sperrholzmodulen zusammengesteckt wird. Die Botschaft: Klub ist überall.

So glamourös die Disco-Architektur ist, Neubauten gibt es dafür praktisch keine. 2015 entwarf OMA für den Klub Ministry of Sound in London ein Projekt, das die Tanzflächen mit einem Bad, einem Radiosender und Büros kombinierte. Die Mischung (und die Darstellung) erinnern an den Palais Métro, mit dem François Dallegret 1967 in Montreal Nachtleben und Kommerz in einer Megastruktur vereinen wollte. Auch seine Skizzen blieben auf dem Papier. Andres Herzog

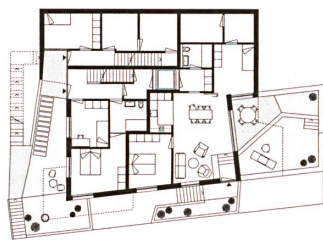
Night Fever: Design und Clubkultur 1960 - heute
Ausstellung im Vitra Design Museum, Weil am Rhein, bis 9. September
Katalog: Mateo Kries, Jochen Eisenbrand, Catharine Rossi (Hg.), 400 Seiten, € 60.–



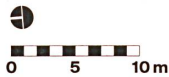
Dachgeschoss



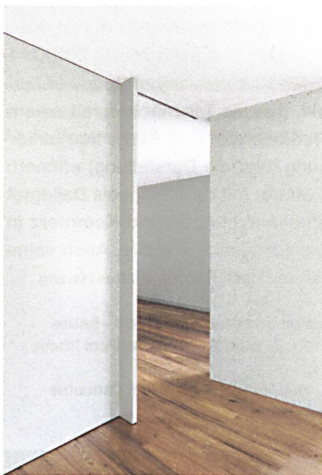
Obergeschoss



Hochparterre



Das Mehrfamilienhaus in Zürich-Enge ist mit vertikal verlegten, dunkel gestrichenen Holzlatten verkleidet.



Sanfte Farben dominieren: hellgrüne Wände, braune Eichenböden, weisse Decken.



Die fließenden Räume haben auch die Kuratoren des Schweizer Pavillons an der Biennale in Venedig inspiriert: Sie nahmen dieses Foto in die Ausstellung auf.

Das Ineinanderhaus

2007 konnten die Architekten Iguar & Guggenheim ein 425 Quadratmeter grosses Grundstück an einer ruhigen Wohnstrasse erwerben. Schon mehrere Bauherren hatten sich zuvor an der steilen Hangparzelle im Zürcher Quartier Enge die Zähne ausgebissen. Knackpunkt waren immer die vier bestehenden Garagen auf dem Grundstück, von denen zwei zur Nachbarliegenschaft gehören. Auch Iguar & Guggenheim brauchten mehrere Anläufe und fast zehn Jahre, bis sie den Code des blockierten Grundstücks geknackt hatten. Ihre Lösung ist pragmatisch: Sie reissen die zwei eigenen Garagen ab und bauen fünf Wohnungen über drei Geschosse um die beiden verbleibenden Nachbargaragen herum. Die Höhenbeschränkung des Grundstücks, das maximal zwei Vollgeschosse erlaubt, führt zu zwei seitlichen Auswüchsen in Erkerform und einer markanten Dachgaube im flachen Giebeldach.

Durch eine geschickte Zimmeraufteilung schaffen es die Architekten, dass auch die in den Hang gegrabenen Räume mindestens Tageslicht (auf der Nordseite) und auf der Südseite auch Sonne geniessen. Schön ist, dass alle Wohnungen einen eigenen Eingang von aussen haben – gleichzeitig werden sie aber auch durch den zentralen Lift erschlossen. Er macht das Haus alterstauglich und den Zugang komfortabler, etwa bei Wind und Wetter oder nach dem Grosseinkauf. Schöner ist der Fussweg trotzdem: Er führt auf der Nordseite über eine schmale Treppen zu den vier Wohnungseingängen.

Jeweils zwei Wohnungstüren liegen nebeneinander und übereinander. Dahinter empfängt einen ein schmales Entrée. In drei Wohnungen liegt gleich neben dem Eingang ein separates Zimmer, das sich aufgrund seiner Distanz zu den Haupträumen etwa als Gäste- oder Teenagerzimmer anbietet. Weiter im Hausinneren führt jeweils eine einläufige Treppe nach oben in die restlichen Wohn- und Schlafräume, die sich immer mindestens über zwei Fassaden erstrecken. Nur die Dreieinhalb-Zimmer-Wohnung an der Südwestecke des Erdgeschosses liegt auf nur einer Ebene. Sie öffnet sich dafür auf eine grosszügige Terrasse auf zwei Ebenen, die die Architekten aufs Dach der beiden Nachbargaragen gebaut haben. Roderick Hönig, Fotos: Beat Bühler

Mehrfamilienhaus, 2017
 Rossbergstrasse 45, Zürich
 Bauherrschaft: privat
 Architektur: Iguar & Guggenheim
 Auftragsart: Projektentwicklung
 Anlagekosten (BKP 1-5): Fr. 3,2 Mio.